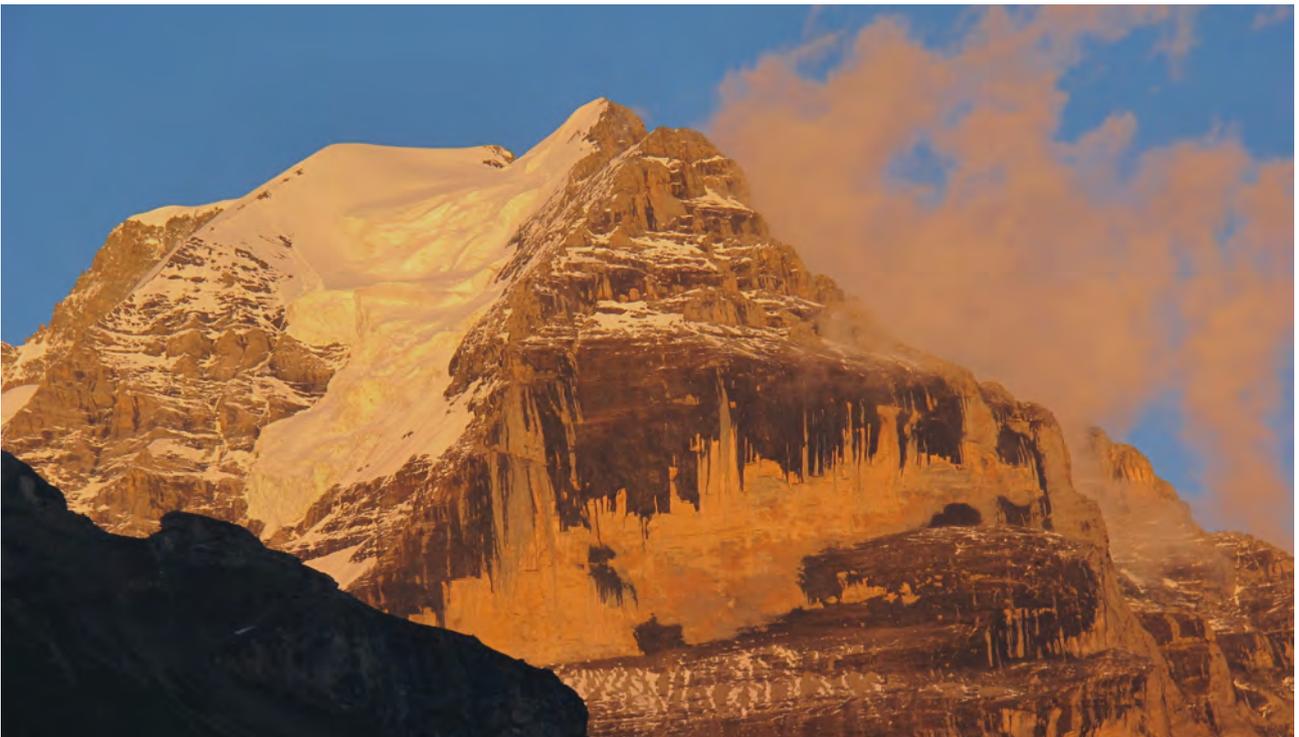


Brief an Stephan

Mürren – mit Blick auf Jungfrau

Ein Essay von Mathias Buess



Brief an Stephan

Mürren – mit Blick auf Jungfrau

Ein Essay von Mathias Buess

Deckblattfoto: Jungfrau von Mürren aus, fotografiert durch Mathias Buess.

Edition Anblick

Herausgeber: Anblick – Zum Sehen geboren zum Schauen bestellt
www.sehenundschauen.ch

Copyright: Alle Rechte liegen beim Verfasser

Redaktion: Hans-Christian Zehnter
Layout: Hans-Christian Zehnter

Arlesheim (CH), November 2016

Mürren – mit Blick auf Jungfrau

Ein Brief an Stephan

Mathias Buess

Lieber Stephan,

die Berge hier kann ich nicht fassen, ich weigere mich. Auf der Terrasse in Mürren ist es wie in einem Kino auf vorderen Rängen, man guckt hoch und da erheben sich Wände mit Fels und Eis, sehr mächtig und breit – Eiger, Mönch, Jungfrau mit Namen und viele mehr. In den ersten Tagen war ich sehr beeindruckt von diesem Panorama, das speziellweise weit hinab noch von Neuschnee verzuckert war und vor dem wolkenlos blauen Himmel abgehoben, surreal glänzte. Ich konnte nachvollziehen, weshalb täglich Hunderte von Asiaten und andere Touristen hier hochfahren und etwas Starkes erleben wollen. Selbstkritisch fragte ich mich, wie lange es wohl ginge, bis ich diese Berge alltäglich, gewöhnlich, möglicherweise sogar langweilig finden würde: Berge halt, die es gibt; von näher gesehen als sonst üblich, aber was sonst? – Nach einer Woche kann ich sagen: ich bin noch nicht ganz abgestumpft; die haben immer noch was. Sie berühren noch. Was das genau ist, weiß ich nicht, ich lasse die Frage gerne offen, was da auf mich wirkt.

Eintags-Tourismus

Mürren ist ein kleines Kaff mit knapp 400 Einwohnern, abgelegen und etwas erhöht hinten im Lauterbrunnental. Die wirtschaftliche Blüte ist längst vorbei, Hotels und Ferienhäuser stehen leer vor allem im Sommer, die Läden sind eingegangen oder altmodisch (angeschrieben mit Foto- und Souvenirgeschäft oder so). 60er-, 70er-, 80er-Jahre-Charme kommt einem entgegen. Das Ganze lebt allein noch von der «Schilthornbahn», die offensichtlich geschickt Werbung in Asien betreibt und es schafft, dass die Gondeln täglich, stündlich bumsvoll sind – beim Hoch- und Runterfahren. Der Eintags-Tourismus bringt es mit sich, dass das Dorfsträßchen von Mürren täglich von 10 bis 18 Uhr so wirkt, als wäre man in einer Weltstadt. Es wimmelt von Chinesen und Japanern; es hat aber auch Amerikaner, Russen, Inder, Araber, Polen, Dänen, Deutsche und Berner.

Wir wohnen in einem Ferienhäuschen ca. 50 Meter von dieser Straße entfernt, aber ohne Blick dorthin. Bei Lust können wir also jederzeit in die Stadt, ansonsten merken wir nichts und leben in fast unberührter Alpdorfidylle. Darin liegt ein Reiz.

Nochmals zum Schilthorn: Attraktion ist auf diesem Berg nicht primär das Panorama, wie man meinen könnte (es hat nicht selten dicken Nebel da oben), sondern absurderweise James Bond. Entsteigt man der Bahn, tritt man nicht in die Bergwelt ein, sondern in eine James Bond-Ausstellung mit interaktiven Videos, Interviews mit alten Stars, Film-Make-ups usw. Auf dem WC knallen Schüsse und rufen Filmstimmen, wenn man auf die Spülung drückt etc. Irgendwie deswegen kommen die vielen Leute, die dann auf der Aussichtsterrasse neben Bond-Figuren und der Jungfrau im Hintergrund Selfies machen, hier her, zu uns rüber, nach Mürren.

Action, Kick und Thrill

Auch abseits der Touristenmasse zeigt sich in dieser Gegend viel schräge Welt. Enorm, was hier an Helikoptern an schönen Wandertagen oder vielleicht immer herumfliegt! Ich bin aus Bubentagen so konditioniert, dass ich mit Helikoptern Abenteuerliches, Spektakuläres wie Rettungsaktionen oder kühne Transporte oder so verbinde und meine dann immer, hingucken zu müssen. Tatsächlich stellen wir fest, dass bei schönem Wetter in Spitzenzeiten fast viertelstündlich Leute aus ca. 4000 Meter Höhe aus diesen Maschinen springen –, um dann nach einer halben Minute freien Falls einen Gleitschirm zu öffnen und auf den Boden zu segeln. Dies im Tandem. Man muss nur Mut haben bzw. den Adrenalin-Kick wollen – selber können muss man nicht. Etwas weniger laut und weniger aufwendig, dafür noch zahlreicher sind die gewöhnlichen Gleitschirmflieger. Der touristische Tandemflug ist hier sehr beliebt. An einigermaßen guten Tagen lassen sich hier über hundert Leute so von Mürren ins Tal fliegen. Ein-Mann-Gleitschirme umsegeln die Berge wie Schmetterlinge, dutzendweise bei schönem Wetter. Berühmt ist das Tal zudem durch die Basejumper, die – 18 000 pro Jahr! – sich von Felsvorsprüngen nach Lauterbrunnen hinunterstürzen sollen. Berge, Landschaft, Alpen, Weiden, Blumen sind hier Kulisse, um Action, Kick und kurze Unterhaltung zu erfahren.

Erlebnishunger

Soviel zu ersten Eindrücken aus den Mürren-Ferien mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses «Mensch und Natur». Ich stelle Entfremdung fest und das Bedürfnis nach starken Erlebnissen. Die Mittel, letztere zu befriedigen, haben groteske Formen angenommen. Für die Bedürfnisse selbst habe ich Verständnis. Auch ich will etwas erleben, will Emotionen haben, auch ich bin anspruchsvoll und nicht so leicht zufriedenzustellen. Der weißglänzende hohe Berg, der geheimnisvoll tiefblaue Enzian! Wie schnell kann die Ergriffenheit, die innere Bewegtheit doch verebben – und Berg und Blume sind bloß wie-

der Requisiten eines Bühnenbilds, totes Ding da draußen und fremd! Dabei ist der Kontrast gigantisch: Welcher Reichtum an Formkräften, an Gesetzmäßigkeiten, an subtilem Geist steckt z.B. in der schmucken Pflanzenwelt und wie plump ist dagegen eine Seilbahn oder ein Helikopter! Aber wie komme ich an die reiche, bewegende Schicht heran? Mit meinem Alltagsdenken jedenfalls nicht, ich fühle mich leer, bin unzufrieden und sehne mich mürrisch nach mehr: nach Begeisterung, nach Belebung des Denkens, nach Belebung des Empfindens, nach Verstärkung des Erlebens.

Als ich gestern spazieren ging, erinnerte ich mich an dein E-Mail, in dem du die Frage stelltest, wie das Alltags-Ich mit dem Beobachter-Ich zusammenhänge. Ohne Deine Frage näher zu kennen oder zu verstehen, regte sie mich doch an und ich begann, Gedanken zu spinnen.

Das Alltagsdenken

Ich spaziere durch Wald und Wiesen und Alpweiden. Gras, Blumen, Tannen, Felsen. Ich nehme wahr, und ich denke zugleich. Dieses Denken ist nicht wirklich bewusst, es denkt einfach. Es sorgt dafür, dass meine Welt in Ordnung, ganz und rund ist. Ein in sich geschlossenes Bild, ein Weltbild. Auch wenn jeder Schritt einen neuen Blick in die Umgebung frei gibt – in eine Landschaft hinein, die ich vorher nie sah, ordnet es sogleich alles in den Zusammenhang des Ganzen. Es ist eine «Fichte», die da auftaucht, es ist ein «Kalkstein», über den ich hinwegtrete, es ist eine «Glockenblume», die da in der Wegbiegung erscheint, es gibt viel Grün um mich herum, mal gelblich, mal bläulich, mal mit einem rötlichen touch – na ja, es ist halt Grün in seinen Variationen. Alles, jede Sinnesqualität, hat seinen bekannten Platz ... und falls etwas daher kommt, was in sich das Potential hat, nicht gewöhnlich oder eigentlich nicht ganz passend zu sein, also etwas, das überrascht, dann – schwupps – schafft es mein um Zusammenhang bemühtes, organismisches Denken, dieses Überraschende auch ins geschlossene Weltbild einzuordnen.

Die Berge beispielsweise sind hier schon verdammt hoch und mächtig – irgendwie, jedenfalls für mein sonst gewohntes Landschaftserleben. Da muss mein Denkorganismus schon etwas «gnagen»! Aber natürlich schafft er es immer wieder ganz gut. «Das ist halt mal ein Berg und Berge sind eben so,» sagt sich dieses Denken, «keine Aufregung, das passt schon ins Ganze, nichts Besonderes eigentlich; naja, wenn du willst, darfst du noch ein bisschen staunen, aber wir werden es bald soweit haben und du hast dich daran gewöhnt.» Die Kraft des Einordnens in ein Bild, das «Zusammen-Hängen», ist rigoros. Erfahrungen und Erscheinungen, die Herausfall-Potential besitzen, können kräftig ausgeblendet und verdrängt werden (Musterbeispiele dafür sind all die «untersinnlichen» Din-

ge vom Lichtschalter bis zum Smartphone – Zaubereien, die profanste Alltagsgegenstände geworden sind.)

Dieses Denken schafft Sicherheit, Ruhe, geborgene Welt. Es ist bemüht, den fraglosen Zustand permanent herzustellen, den Zustand ohne Fragen. Ist es in irgendeiner Weise geschwächt (und lasse ich das Erstaunt-Sein, das Bodenlose nicht zu), dann führt das zu Überanstrengung, Überforderung, Nervosität, vielleicht zu Kopfweg. – Dieser schöne geborgene Zustand ohne Fragen, in dem jedes Ding seinen Platz hat, den herzustellen also dieses automatische Denken bemüht ist und der sich auch ganz gesund anfühlt, dieser Zustand ödet andererseits aber auch an, lässt erkalten, alt und tot werden.

Diese naturhafte Art des Denkens, die organische Kraft des Zusammenhang-Schaffens schließt mich ab von der Welt. Die Welt wird Ding. Von mir beherrscht, kontrolliert – zwar mächtig sicher, aber todlangweilig. Hoher mächtiger Berg? Warum so hoch? Aha, Alpenfaltung, Kontinentalverschiebung, Erosion, etc. – alles klar, todlangweilig. Was hat dieses Denken mit mir zu tun? Bin ich darin gefangen? Oder kann ich noch anders denken?

Grün

Ich unterbreche den Spaziergang, setze mich auf eine Bank, um über die letzte Frage zu sinnen.

Mein Blick fällt auf Gras, grünes Gras. Ja, Gras ist grün, ziemlich, meistens. Ist damit schon alles erledigt, oder kann ich etwas Besonderes darin finden? Liegt eventuell darin sogar ein Quell für Begeisterung? Grün ist eine Farbe, eine intensive Sinnesqualität. Daneben wächst Brennnessel, auch grün; es gibt Sauerampferblätter, auch grün; Frauenmantel, auch grün. Es sind formmäßig total verschiedene Pflanzen und alle haben dieses gleiche Grün. Es gibt Schattierungen, Nuancen in der Tönung, aber die Unterschiede sind nicht artspezifisch, wenn ich genauer hinsehe. Es spiegeln sich eher Boden- und Lichtbedingungen. Das Grün wird allmählich zur Frage. Ich kann sogar etwas Überraschendes darin sehen, dass diese Sinnesqualität alle Arten durchzieht. Schön, dass ich mich über ein banales Grün wundern kann. Auf den Wanderungen hier haben wir uns über die Pracht der Blütenbuntheit gefreut, das war nicht anstrengend, war geschenkte Freude, die unmittelbar belebte. Freude geschieht immer, wenn etwas positiv berührt und man etwas nicht gleich fassen kann.

Spaß macht es auch, im Kern allerdings auf ganz andere Art, die Pflanzen alle zu benennen. «Ah, wie heißt dieses Kraut schon wieder?» Und wenn man sie alle erkannt hat (wir sind darin nicht schlecht) ist das so, wie wenn man zufrieden auf die Schar seiner Kinder

blickt und sie vor sich spielen sieht. Das ist unterhaltsam, sogar recht lange. Doch letztendlich nicht nachhaltig, wenn es allein beim Ordnung-Schaffen, Überblick-Herstellen, beim Definieren bleibt und nur darum geht, Lücken in seinem Artenkenntnis-Kosmos zu schließen ...

Ich will nur sagen: in der wunderprächtigt bunten Welt der Alpenblumen ist das Grün nicht primär das, worauf man sein Interesse lenkt. Die Freude am banalen Grün jetzt – wie kommt sie eigentlich zustande? Nicht durch Antwort, Rundung – mehr durch Frage. Im Fragen taucht das Erlebnis auf, möglicherweise die Sehnsucht danach, Begeisterung erfüllen zu können. Warum bei allen Pflanzen diese grüne Qualität? Warum nicht blau, nicht rot? Warum nicht rote Wiesen, roter Frühlingwald? Ich will bei der Frage bleiben, nicht Antwort geben. Das Wort «grün» kann etikettieren, die Farbwahrnehmung erledigen, abschließen; oder der Begriff kann öffnen, beleben. Auf das Wort «grün» kommt es nicht an, «grün» weist auf etwas hin, was dabei gemeint ist: auf eine Idee, die selbst nicht verwörtlicht werden kann. Das Geheimnisvolle liegt nicht im durchgehenden äußeren Stoff, etwa im photosynetisierenden Chlorophyll, sondern in diesem tätigen Suchen.

Denken

Lieber Stephan, ich bin dann etwas müde geworden und habe jetzt einen Tag lang Pause gemacht. Irgendetwas möchte noch raus aus mir. Unterdessen ist es mir gelungen, sogar nochmals deine E-Mail zu lesen und mich noch etwas präziser anregen zu lassen. Ich hoffe bloß und bin da auch ein wenig vertrauensvoll, dass du die Zumutung dieser uferlos langen Ausführungen ertragen kannst. Was ich dir ja schildern will, sind Erlebnisse von Vorgängen, die ich mit «Denken» bezeichne. Ich muss mich jetzt wiederholen, um schreibend wieder ins Thema hineinzukommen. Sorry.

Ich stelle eine Form des Denkens in mir fest, die als naturhafte Kraft meine Erfahrungen, Wahrnehmungen permanent in ein geschlossenes Weltbild einbettet. Vorwiegend unbewusst ordnet sich alles, was mir begegnet, in einen Zusammenhang – und da es eine zusammenhangschaffende Kraft ist, bezeichne ich sie als «Denken». Diesem Denken verdanke ich viel: Ich finde mich jeden Morgen in meiner Welt wieder, schließe an das Gestern an, sie führt mich als Einheit und Ganzheit durch den Alltag. Diese Ganzheit – obwohl sie mein Bewusstsein, mein Welt-«Sehen», darstellt – wird mir kaum bewusst. Bewusst würde sie mir dann, wenn ich dauernd fragen müsste, wer ich bin, woher ich komme, wo ich bin; wenn ich mich wundern würde, wieso mich diese Frau kennt, die meine Ehefrau ist ... oder warum ich Schuhe an den Füßen trage, was überhaupt Schuhe sind. Sie wird mir – weniger existentiell – bewusst in jenen eher seltenen Situationen, wo

ich mit Irritationen konfrontiert bin wie kürzlich auf steilem Wanderpfad in einem ausgesprochenen Tonschiefergebiet, als ein eiförmig kieselrunder Stein in meinem Bodenblick auftauchte und ich im gleichmäßigen Schreiten keine Zeit hatte, mir zu Verständnis zu bringen, was dieser runde, helle, bloß mit grauen Streifen gezeichnete Stein an dieser Stelle zu suchen habe. Nur dass er völlig unpassend war, klang deutlich durchs Gemüt und formte sich in den «Blitzgedanken»: Da hat jemand einen anderswo aufgelesenen Stein fallen gelassen. Ein Schritt weiter und die runde Form weckt triebhaft die Lust, ihm einen spielerischen Fuß(ball)kick zu geben. In meinem Wanderrhythmus treffe ich ihn aber nicht genau, sondern trete mit der Fußspitze ungeschickt auf ihn und – o Graus – es ist etwas «eklig» schwammig Weiches, Leichtes. Der Gedanke Stein greift nicht, fällt durch. Kein Stein! Ich schwimme eine Schrecksekunde lang, die zugleich dieses Eklige hervorruft. Schreck und Ekel, weil mir die Wirklichkeit entschlüpft ist. Die neue Wahrnehmung zwingt mich mit Gewalt zu einer Suchbewegung, Neuorientierung, Neuausrichtung. «Pilz, Bovist!» – die Rettung, die Erlösung, die Erleichterung! Inneres Lachen.

Ohne die wahrnehmungsbedingte Korrektur wäre das Objekt für mich ein Stein, wenn auch ein etwas merkwürdiger, geblieben. So war es nun ein Pilz. Also dieses Denken, das nicht mehr sehr bewusst ist, das wie von selbst abläuft, passiv-rezeptiv (!), das immer Ganzheit herstellt, mit Irritationen aufräumt, Holprigkeiten glättet, Löcher stopft, ja Wunden heilt, hat einerseits eben diese «heilende» Qualität, gibt Sicherheit, Halt, Orientierung usw., andererseits schließt es ab, macht fertig, hüllt ein, bildet «Leib» – will sagen: macht alles bekannt, erlebnismäßig banal, langweilig und zuletzt tot.

Dem Erlebnis dieser Denkart, der ich nicht nur die Qualität des Integrierens, des lebensnotwendigen Halts, sondern betont auch die Qualität der Ödnis durch Abkapselung und Verleiblichung bzw. Verdinglichung zuschreibe (die nochmals gesagt meist unbewusst geschieht, aber natürlich auch zu Bewusstsein kommt in Form des gewöhnlichen Vorstellens, des «normalen» Denkens) – diesem Erlebnis will ich ein anderes Erlebnis von Denken gegenüberstellen, nämlich von einem Denken, dem Qualitäten des Schöpferischen, der Belebung, der Begeisterung eignen. Damit meine ich, mit derselben, zumindest ähnlichen Polarität zu tun zu haben, wie jene, die du in deinem E-Mail mit «Psychischem Ich» und «schöpferischem Ich» ansprichst. – Während das erste «Denken» zu in sich geschlossener Ganzheit tendiert und die Wirklichkeit in ihrer modernen Konsequenz leer, banal, öd erleben lässt (und ein mürrische Stimmung hervorrufen kann, ein «Mürren» – frei nach Eschenbachs Parzival hiesse es dann: «Oheim, wasz mürrst dir?»), ist das zweite Denken öffnend, tendiert ins Offene, genauer gesagt: ins noch Offene. Statt ins individualisiert Abgeschlossene, gleichsam dinghaft Gerundete führt es ins Unleibliche,

noch Prozessuale. Statt ins Öde führt es ins Begeisternde, mit anderen Worten ins Universelle, Kosmische, Geistige.

Das zweite Denken ist theoretisch betrachtet – ich gestehe, dass die Betrachtung in einer theoretischen Phase steckt – im Prinzip die Grundlage des ersten. Es ist der Prozess, bevor er zum Abschluss kommt. Seinem Wesen nach ist er willensmäßig und deshalb unbewusst. Wenn der Prozess des Zusammenhang-Schaffens jeweils zu einem Teilabschluss kommt, tritt ein Wachmoment, das heißt eine gewisse Bewusstheit auf in Form einer Vorstellung. Teilabschluss, Teilrundung sind jede Antwort auf eine Frage, jede Lösung eines Problems. Das Erbilden einer Vor-Stellung, das Suchen nach einer Antwort, das aktuelle Lösen eines Problems ist aber der Prozess selbst. (Ist das zu banal?)

Ich

Wer vollzieht eigentlich diesen Prozess? Ich? Mein Ätherleib? Ein automatisches Gewohnheitswesen in mir bzw. mein Gewohnheitswesen, das ich selber bin? Ich würde mal mutig sagen: Es ist schon mein Wesen, also Ich, der sich dieses zusammenhangschaffenden, Ganzheit-bildenden, naturhaften, organischen Prozesses bedient. – Und es muss das Ich sein, welches es schaffen kann, Bewusstsein in den Prozess selbst zu bringen; es ist Ich-Kraft, welche diesen Denkprozess zu Bewusstsein bringen kann. Die Natur des zweiten Denkens beruht ja gerade darauf, dass es aus dem prozessualen Zustand vor einer weckenden Rundung bzw. Teilrundung (Vorstellung) besteht. Wie kann man Bewusstsein dort hineinbringen, wo Weckmomente noch nicht eingetreten sind? Wer kann das? Wer ist das? Es ist der nach «Begeisterung» Lechzende, und nicht eine nach dinghafter, leibbildender Rundung neigende (Natur-)Kraft!

Der letzte Satz ist mir wichtig und mit ihm will ich wieder ins Anschaulichere zurück. Wie sieht das zweite – schöpferische – Denken praktisch aus? Welche Erlebnisse lassen sich dazu berichten? Das wird schwierig werden, da ja alles darauf ankommt, dass ich in den Fokus nehme, was sich im Prozesstadium, im Offenen, in der Suchbewegung befindet – im aktuell Gegenwärtigen, im Vor-Wörtlichen, das heißt im noch nicht Verwörtlichten. In meinem Leichtsinne versuche ich es trotzdem.

Der Berg

Vorhin, als ich über das Gras und das Grün schrieb, nahm ich einen ersten Anlauf. Am Grün leuchtete mir kurz etwas auf. Aber ich war meinem Briefmotiv, den Bergen, untreu geworden und zu den Bergen will ich wieder hin. Berg! Welche Kühnheit, das, was ich sehe, wenn ich vor der Hütte sitze, «Berg» zu nennen! Und aus Ehrfurcht flüsternd raune

ich dir zu, was ich anfangs schon nebenbei verraten hatte: Es ist die Jungfrau, die sich da direkt vor unseren Nasen erhebt – eine Heiligkeit in der Tat! «Berg» soll umfassen, was hier zu erleben ist? Unmöglich! Denn was erlebe ich? Was erlebe ich wirklich? Was erlebe ich, was wirkt da? Es wirken – wer hätte es gedacht! – zum Beispiel Farben, ich nehme viele Farbtöne wahr, auch grüne übrigens. Ich nehme wahr Kontraste von schluchtschattiger, tiefer Dunkelheit und blendend hellem Schneeweiß. Von tannengrünen Waldkleidzonen in den Talgründen bzw. an den Bergfüßen geht es über in weniger baumumhüllte offenere, hellgrünere Weidenregionen. Und je höher ich hinauf blicke, umso mehr löst sich die weich anmutende Decke der Vegetation auf. Es wird mineralfarbig härter, nackter, allmählich Schneeflecken-durchsetzt, und wo die luftig schleichenden Wolken freie Sicht zulassen, zeigen sich stellenweise Eismassen, aus denen wiederum weiße oder auch felsdunkle hohe Gipfelwände herausragen. Darüber blauer Himmel oder nochmals Wolken. Dieser Gang von unten nach oben hat allerdings nichts Fließendes, nichts Gleichmäßiges. Dort sind Risse, Gräben, Schluchten, da heben sich Felsbänder heraus oder türmen sich Felsbrocken übereinander. Hier ist eine eben Stelle auszumachen, dort ist ein Abgrund zu sehen. Von Ruhe keine Spur, auch wenn das Ganze in seiner Massigkeit zu ruhen scheint: Es bröckelt, bricht, stürzt überall ab, es hängt über, lastet, deckt, überlagert, liegt – liegt in Schichten, in schiefen Lagen kreuzweise geneigt. Und man hört auch: stürzendes, rauschendes, aufschlagendes Wasser, sich sammelnde, sich aufzweigende, sich windende Bäche, Tag und Nacht, und regenbedingt stärker oder schwächer. Das Aufgerissene, nach oben zu zunehmend Ausgesetzte, das Steil-Aufragende, Tief-Eingefurchte, Abstürzende hat zudem alles seine klaren, zeichenbaren Formen. Und wesentlich: Es ist mit viel Vertikalität verbunden, mit senkrecht in die Höhe geschichteten Massen, die potentiell in die Schwere zu stürzen drohen. Schwindelerregende Abbruch- oder Zusammensturzgefahr! Und auch das Gegenteil: Manifestation von unheimlicher Macht und Gewalt, von unglaublichen Kräften. Ein Kontrast also von mächtiger Stoik und gleichzeitigem Zerfall.

(In Klammer: Die etwas düster anmutende Note. Es gibt das ewige Eis, die Gletscher, die ihre Ewigkeit verlieren und am Schwinden sind. Das zeigt der Vergleich mit alten Fotos sehr deutlich. An der Heiligkeit wird herumgefummelt. Es ist eine Manifestation des modernen menschlichen Bewusstseins, das sich – um der Erlebnisöde zu entfliehen – in ein Ressourcen-aufzehrendes Konsumverhalten gestürzt hat. Mit Wandern fing es an, es kamen das Klettern, das Skifahren, das Gleitschirmfliegen usw. dazu und steigerte sich ins Helifliegen und Basejumps – Tätigkeiten, um Erlebnisbedürfnisse materiell zu stillen. Andere ergießen sich in seitenlange Briefe, um ihre Befriedigung zu finden.)

Der Berg und Ich

Ich weiß: diese ganz unvollständige Schilderung einzelner Bergaspekte illustriert selbstverständlich keineswegs das schöpferische, intuierende Denken. Alle Wörter, alle Begriffe, alle Wendungen, alle Sätze sind ja kleine Abschlüsse oder Abgeschlossenheiten, fertige Formen, *Formulierungen*, die aufgrund einer einigermaßen kontemplativen Zuwendung an Sinnliches aus dem darauf bezogenen Denkprozess – eben als Rundungen – herausgefallen sind. Bei jedem Wort müsste, um sich dem Intuitionsprozess anzunähern, gesucht werden, aus welchem Fragevorgang es entsprungen ist. Zum Beispiel: Worauf verweist «nackte, harte Felsregion»? Diese Ausdrücke gehen hervor aus dem Vergleich mit vegetationsbekleideten, (grün-)umhüllten, weich strukturierten Matten weiter unten. Eine gewisse Spannung ist aufgebaut zwischen «nackt, hart» und «bekleidet weich». Wie bekleidet ist die hochaufragende Felsmasse? Wo, wie entkleidet sie sich? Wie umhüllt sie sich unten, mit welchem Kleid? Wenn ich so eintauche, handelt es sich nicht mehr um den entfernten Berg dort drüben, sondern ich bin in ihm und er ist in mir. Anderes Beispiel: «Risse, Gräben, Schluchten» sind Kristallisationen (Ausfällungen) aus dem Mitleben von Tätigkeiten des Reißens, Grabens usw. und zwar so, dass sie einem Fragen entspringen. Wie geschieht in einem Sich-Zusammenfügen das Reißen? Wie geschieht im Kontext von Sich-Wölbendem das Graben? Wie geschieht im Kontext eines Sich-Erhebens das Schluchten? Was waltet und kraftet da in welcher Weise? Nicht antworten, sondern fragen! Antworten befragen, statt Fragen beantworten! Was leuchtet mir durch den glänzenden Schnee? Wo ist Wärme, wie lässt sich Kälte empfinden? – Nachdem ich in Bildbewegungen eingetaucht bin, das heißt mit Hilfe von Kontrastwahrnehmungen ins Mitmachen von Bildungen gekommen bin, tauche ich ins Spüren, ins fühlende Ertasten ein. Im Wahrnehmen und Besinnen (Meditieren?) intuierend (nicht antwortend) erwandere ich das, was den Sinnen erscheint. Erwandern! Vielleicht erfahren – gleichsam mit «Bahnen», «Seilbahnen», «Bergbahnen». Ich «erklettere» innerlich, ich «besteige», es reizt und zieht mich zu «bezwingen», was mir da widersteht. Ich stürze mich – wie von Felsen – in Abgründe, fliege wie ein Gleitschirm durch Luft und Höhen den Wänden entlang über Gipfel ... und will spüren, welche Kräfte sich mir zeigen. Es spürt sich Widerstand – vertikale, stoisch verlässliche Masse; formgebende, formhaltende, glühende Eiseskälte; es spürt sich drohender Abbruch, permanent durchspülte Rissigkeit, ... und ich muss jetzt alle Konzentration darauf verwenden, nicht herauszufallen aus dem aktuellen Zusammensein.

Das sind natürlich alles ganz stümperhafte Versuche, eins zu sein mit – ja mit was? Mit dem Berg? Nein! Mit «Berg» falle ich wieder heraus, respektive: Es fällt der Berg heraus

und wird sogleich Ding da draußen, Kulisse, öder Gegenstand. Es sind Versuche, eins zu sein mit Kräften, aber eben nicht mit äußeren. Auch nicht mit inneren im Sinn von nervendünnen, strohigen Ideenkräften. Sondern, ich sage mal, von wirkenden, *waltenden*, sogar *ge-waltigen* schöpferisch-schaffenden Kräften. Mein «Ich», das daran «schöpferisch» teilnimmt, ist jetzt auch nicht ein weltbildrundes, individualisiertes Ich, sondern ist ein universales, kosmisches, ein offenes Ich von derselben Qualität wie die waltenden Kräfte. (Kurzer Hinweis aus der Nebenstube: Ich mache hier die ganze Zeit den Versuch, den Ausdruck «Geist» oder «geistig» zu vermeiden. Ich bin etwas misstrauisch oder scheu gegenüber diesem Wort, befürchte, es trage nicht gut genug. Aber natürlich meine ich das.) Ja es ist geistige, kosmische Realität, die waltet und Bergsubstanz schafft. Es ist geistige Realität, die das Ich – als Teil derselben – mitschöpft, mitrealisiert. Allerdings ist es jenes nicht individualisierte, also kosmische, gottverwandte Ich, welches diese Realität mitschöpft und welches sich andererseits der Zusammenhang-schaffenden Kräfte des naturhaften Ätherleibes bedient, um sich zu verleiblichen und zu verdinglichen.

Lieber [Stephan](#), ich habe mir vor einiger Zeit aus Rücksicht auf meine Frau, mit der ich eigentlich diese Tage hier verbringe, aus Rücksicht auf Dich, dem ich dies alles zumute und aus Rücksicht auf mich, der ich mir schon auch etwas verrückt vorkomme bei diesem Schreiben, vorgenommen, auf keinen Fall mehr als 10 Seiten voll zu schreiben. Deshalb mache ich hier (auf Seite 10) Schluss. Das hier war nur ein kleiner und unvollständiger Eindruck von Mürren – [mit Blick auf Jungfrau!](#)